

(Zu-)Hören interdisziplinär

Allitera Verlag

MÜNCHNER VERÖFFENTLICHUNGEN
ZUR MUSIKGESCHICHTE

Begründet von Thrasybulos G. Georgiades
Fortgeführt von Theodor Göllner
Herausgegeben von Hartmut Schick

Sonderband 1

(ZU-)HÖREN INTERDISZIPLINÄR

Herausgegeben von
Magdalena Zorn und Ursula Lenker

Allitera Verlag

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter:
www.allitera.de

Dezember 2018
Allitera Verlag
Ein Verlag der Buch&media GmbH, München
© 2018 Buch&media GmbH, München
© 2018 der Einzelbeiträge bei den AutorInnen
Satz und Covergestaltung: Franziska Gumpf
Printed in Europe · ISBN 978-3-96233-082-8

Inhalt

Vorwort	7
 Magdalena Zorn und Ursula Lenker Medizinische, sprachwissenschaftliche, wissenschaftsgeschichtliche und historisch-ästhetische Perspektiven auf das ›(Zu-)Hören‹	 9
 Maria Schuster Vom Hören zum Zuhören zum Verstehen: Formen und Ausprägungen von Hörstörungen aus medizinischer Perspektive	 19
 Wolfgang Luber Vom Verlernen und Wiedererlernen des ›(Zu-)Hörens‹ bei Menschen mit Hörminderung: Ein Beitrag aus der Hörakustik	 29
 Margarete Imhof Von der gesprochenen Sprache zum mentalen Modell: Zuhören als kognitive Informationsverarbeitung	 43
 Judith Huber Gehören, gehorchen, verstehen, aufhören: Polysemie und Bedeutungswandel bei ›(Zu-)Hören‹	 57
 Ewa Trutkowski Hören versus Zuhören: Dativ-Kasus als Marker für Agentivität	 73
 Wolfgang Falkner <i>Seltsamer Donner:</i> Überlegungen zum ›Verhören‹	 89

Chae-Lin Kim	
(Nicht-)Hören:	
Deafness vs. Hearingness	105
Yuki Asano	
Zugehört, wahrgenommen, aber nicht behalten:	
Zur auditiven Arbeitsgedächtniskapazität	
bei Mutter- und Fremdsprachlern	119
Alexandra Supper und Karin Bijsterveld	
Klingt überzeugend:	
Arten des Zuhörens und Sonic Skills in Wissenspraktiken	133
Bastian Hodapp	
Das Hören als Schlüssel zur Stimme:	
Theoretisch-methodische Konzeptionen, empirische Befunde	
und praktische Anwendungen im gesangspädagogischen Kontext	147
Moritz Kelber	
Vom ›period ear‹ zum ›period body‹:	
Zur Hörerfahrung von Tänzerinnen und Tänzern um 1500	161
Sebastian Bolz	
Hören und / als / oder Sehen:	
Sinn(es)konflikte in Eugen d’Alberts <i>Die toten Augen</i>	175
Hartmut Schick	
Zwischen Zerstreuung und geistiger Arbeit:	
Zur Entwicklung des Zuhörens in der Musikgeschichte	195
Autorinnen und Autoren	214

(Nicht-)Hören: Deafness vs. Hearingness¹

Chae-Lin Kim

I. Gehörlos oder hörend?

Gehörlos oder hörend? Das sind zwei Attribuierungen, die nicht gegensätzlicher und zugleich nicht noch näher beieinander sein können. Mit Letzterem ist vor allem gemeint, dass Gehörlos- und Hörendsein eigentlich als voneinander abhängig beziehungsweise sich gegenseitig bedingend aufzufassen sind. Carol Padden und Tom Humphries berichteten in ihrem Buch *Gehörlose. Eine Kultur bringt sich zur Sprache* (1991) von einem Jungen namens Sam, der diesen Umstand deutlich machte:

1 »Hearingness« beschreibt »den Zustand des Hörendseins« und gilt als Gegenbegriff zu »Deafness«. Siehe hierzu: Rafael Ugarte Chacón, *Theater und Taubheit. Ästhetiken des Zugangs in der Inszenierungskunst*, Bielefeld 2015, S. 83. In welchem Zusammenhang und von wem das Wort *hearingness* erstmals verwendet wurde, ist – nach meinem jetzigen Kenntnisstand – nicht klar. Klar ist jedoch, dass dieses Wort lediglich in den Deaf Studies beziehungsweise in wissenschaftlichen Arbeiten, in denen das Gehörlossein (auch) als Norm definiert wird, auftaucht. Dementsprechend beruht der Terminus »hearingness« auf der Tatsache, dass das Hörendsein kaum in Frage gestellt wird, weil es angeblich *die* Norm darstellt, solange das Gehörlossein immer wieder und unmittelbar als »Problem« thematisiert wird. »Hearingness« meint nicht bloß die auditive Fähigkeit eines Menschen, sondern auch die damit verbundenen soziokulturellen Auswirkungen und Prägungen, kurzum: die sogenannte Hörendenkultur. Vgl. hierzu: Alys Young und Bogusia Temple, *Approaches to Social Research. The Case of Deaf Studies*, New York 2014, S. 11–13; Jim Kyle, »The Deaf Community. Culture, Custom and Tradition«, in: *Sign Language Research and Application. Proceedings of the International Congress Hamburg*, hrsg. von Siegmund Prillwitz, Hamburg 1990, S. 175–186; Christopher Krentz, *Writing Deafness. The Hearing Line in Nineteenth-Century American Literature*, Chapel Hill 2007, S. 1–19 und 66.

Sam erinnert sich noch lebhaft, wie er eines Tages endlich begriff, daß seine Freundin tatsächlich höchst seltsam war. Sie spielten bei ihr zuhause, als plötzlich ihre Mutter hereinkam und lebhaft die Lippen bewegte. Wie durch einen Zauber nahm das Mädchen das Puppenhaus und stellte es an einen anderen Platz. Sam war völlig perplex und ging nachhause, um sich bei seiner Mutter zu erkundigen, was für ein Leiden das Mädchen von drüben eigentlich genau hätte. Seine Mutter erklärte, sie sei ›hörend‹ und könne deswegen nicht ›gebärden‹; statt dessen würden sie und ihre Mutter ›sprechen‹, ihre Münder bewegen und so miteinander kommunizieren.²

Sam ›entdeckt‹ sozusagen im Nachhinein seine Gehörlosigkeit,³ genauer gesagt: durch die Begegnung mit der hörenden Welt – insbesondere mit der(en) Lautsprache – wird sich der Junge seines Gehörlosseins erst bewusst. Wie Rachel Sutton-Spence und Donna West anmerken, ist die Geschichte von Sam kein Einzelfall:

It is [...] worth noting that many Deaf⁴ people do not know they are Deaf until they see themselves in the context of, or in binary opposition to, the hearing world. Many Deaf people tell stories of the first time they realized they were Deaf – when they first went to school, encountered neighbors, or tried to make sense of ›odd‹ observed behavior in others [...].⁵

So könnte man behaupten, dass es nicht *die* gehörlosen Menschen gibt, sondern es gibt sie, *weil* es hörende Menschen gibt und vice versa.⁶ Interessanterweise spielte dieses Verhältnis von Gehörlos- und Hörendsein eine entscheidende Rolle bei der Entstehung der ersten Medien im 19. Jahrhundert, die hörende

2 Carol Padden und Tom Humphries, *Gehörlose. Eine Kultur bringt sich zur Sprache*, Seedorf 1991, S. 21 f.

3 Vgl. ebd., S. 24.

4 Gehörlose Menschen, die sich als *Deaf* bezeichnen, bedienen sich hauptsächlich der Gebärdensprache. Sie sehen sich vor allem als linguistische und kulturelle Minderheit und *nicht* als behindert. Vgl. hierzu: Carol Padden und Tom Humphries, *Inside Deaf Culture*, Cambridge 2005, S. 1–4. Vgl. auch Ulrike Stelzhammer-Reichardt und Shirley Salmon, »Schläft ein Lied in allen Dingen ...«. *Musikwahrnehmung und Spiellieder bei Schwerhörigkeit und Gehörlosigkeit*, Wiesbaden 2008, S. 120.

5 Rachel Sutton-Spence und Donna West, »Negotiating the Legacy of Hearingness«, in: *Qualitative Inquiry* 17 (2011), H. 5, S. 422–433, hier S. 422, verfügbar unter: www.researchgate.net/publication/232168682_Negotiating_the_Legacy_of_Hearingness (08.11.2017).

6 Bernhard Waldenfels würde hierzu sagen, dass »Abweichungen [...] etwas voraus[setzen], von dem sie abweichen«. Bernhard Waldenfels, *Grenzen der Normalisierung. Studien zur Phänomenologie des Fremden*, Frankfurt am Main 1998, S. 14.

Menschen sozusagen ›hörend(er)‹ machten, wie zum Beispiel: Phonograph oder Telefon. Die Medienwissenschaftlerin Mara Mills erklärt es wie folgt: »Once hearing ability was understood to exist along a continuum, deafness began to guide findings in otology, phonetics, and psychoacoustics; this extraction of the elements of communication could then give rise to new psychotechnical devices«.⁷ Bemerkenswert ist hierbei zum einen, dass die Erfinder der oben genannten Medien in der Tat entweder selber hörbeeinträchtigt (Thomas Alva Edison) oder selbst im Feld der Gehörlosenpädagogik tätig waren (Alexander Graham Bell),⁸ zum anderen, dass die Gehörlosen von dem ›Ergebnis‹ (Telefon oder Phonograph) jedoch ausgegrenzt werden. Auf den Umstand, dass die erfundenen Technologien sie letzten Endes eher *gehörlos machten*, deutet Mills folgendermaßen hin:

People with disabilities [...] have routinely been excluded from the media systems they've helped to construct – the relationship between telephony and deafness is the classic example. From inaccessible design to stigmatizing representations, media clearly compound or generate disabilities.⁹

Wie kommt eine solche Exklusion zustande? Zur Beantwortung dieser Frage lässt sich meines Erachtens im Aufsatz *Sound Studies Meets Deaf Studies* (2012) von Michele Friedner und Stefan Helmreich ein wichtiger Hinweis finden:

[...] technologies of sound reproduction and relay have been bound up with hearing and deaf people's attempts to ameliorate deafness, commonly understood as a condition to be ›overcome‹. From Thomas Edison to Alexander Graham Bell, phonographs and telephones emerged in part from attempts to render the deaf hearing or to train deaf speech into alignment with the norms of the hearing world.¹⁰

7 Mara Mills, »Talking it Out. An Interview with Mara Mills (New York University)«, in: *Seachange* (2012), S. 52–64, hier S. 57, verfügbar unter: www.seachangejournal.ca/PDF/2012_Talk_Parole/Talking%20it%20Out%20-%20Mills%20and%20Mulvin.pdf (29.08.2017).

8 »Graham Bell, Sprachtherapeut und Sprachlehrer für Gehörlose, reichte 1876 einen Patentantrag für das Telefon ein; Edison, der Erfinder des Grammophons, litt an halber Taubheit«. Thorsten Lorenz, »Die Popularität des Andersseins, Partizipation und ihre mediale Inszenierung«, in: *Partizipative Medienkulturen. Positionen und Untersuchungen zu veränderten Formen öffentlicher Teilhabe*, hrsg. von Ralf Biermann, Johannes Fromme und Dan Verständig, Wiesbaden 2014, S. 149.

9 Mills, »Talking it Out«, S. 59.

10 Michele Friedner und Stefan Helmreich, »Sound Studies Meets Deaf Studies«, in: *The Senses & Society* 7 (2012), H. 1, S. 72–86, hier S. 74.

Hier wird deutlich, dass diese Medien – wie es Thorsten Lorenz ausdrückt – »aus dem Geiste der Sonderpädagogik geboren wurden«¹¹ beziehungsweise Gehörlosigkeit als Problem definierten, das gelöst werden musste, solange / weil das Hörendsein als Norm gilt.¹² Der Grund der erwähnten Exklusion liegt somit womöglich in einem unhinterfragten *Wir*, das die Medien erzeugen und das nach einem gewissen Normalisierungsprinzip¹³ arbeitet beziehungsweise nach einer Anpassung an die Norm strebt. Hervorzuheben ist hierbei die Tatsache, dass die Medien nicht nur den »Rahmen unseres Wahrnehmens, Denkens und Wissens« *verändern*, sondern auch (zuerst) unsere »Werte und Normen« *verarbeiten*.¹⁴

Wenn man nun bedenkt, dass Musik – wie Rolf Großmann formuliert – »als kulturelle Ausformung eines Modus der Wahrnehmung wie Hören, Sehen [...] zunächst selbst ein Medium ästhetischer Kommunikation«¹⁵ ist, drängt sich die Frage auf, ob da nicht ebenso ein unhinterfragtes *Wir* existiert, das die Gehörlosen – bewusst oder unbewusst – exkludiert, ja im Endeffekt *gehörlos macht*?

II. Das (un)hinterfragte Wir

Ist es wirklich naiv, zu (hinter)fragen, warum Musik ausgerechnet eine hörbare Kunstform sein soll? Ist das Phänomen, dass Musik durch die technologische Entwicklung sogar *nur* gehört werden kann (durch Lautsprecher, Kopfhörer und so weiter) als etwas Selbstverständliches hinzunehmen? Der Medien- und Kulturwissenschaftler Marcus S. Kleiner kritisiert, dass »[e]ine Analyse der

11 Lorenz, »Die Popularität des Andersseins, Partizipation und ihre mediale Inszenierung«, S. 149.

12 Vgl. hierzu: Chacón, *Theater und Taubheit*, S. 84.

13 Vgl. hierzu: Kerstin Rathgeb, *Disability Studies. Kritische Perspektiven für die Arbeit am Sozialen*, Wiesbaden 2012, S. 11 f.: »[D]as Normalisierungsprinzip [ist] bis heute eine bedeutende Marke, an der sich (in Politik, Praxis und der Theorie) orientiert wird. Dennoch gibt es bis heute keine nennenswerte Auseinandersetzung, dass diese Normalisierung normativ und normierend [...] gehandelt wird, sodass es sich letztendlich wieder um ein Konzept von oben handelt, das Non-Konformität nicht zulässt und schließlich wie die Perspektive des Integrations- und Inklusionskonzeptes zu kurz greift«.

14 Georg Christoph Tholen, »Dazwischen – Die Medialität der Medien. Eine Skizze in vier Abschnitten«, in: *Medienbewegungen. Praktiken der Bezugnahme*, hrsg. von Ludwig Jäger, Gisela Fehrmann und Meike Adam, München 2012, S. 43–62, hier S. 45.

15 Rolf Großmann, Art. »Musik und Medien«, in: *Metzler-Lexikon, Medientheorie – Medienwissenschaft, Ansätze – Personen – Grundbegriffe*, hrsg. von Helmut Schanze und Susanne Pütz, Stuttgart u. a. 2002, Sp. 267–270, hier Sp. 267.

eigensinnigen Medialität und Technizität von Musik [kaum] existiert«¹⁶ und markiert »die musiksoziologische Vernachlässigung der Analyse des konstitutiven Zusammenhangs von Medien (Musik) und Sinnen« im metaphorischen Sinne »mit dem Begriff der *Gehörlosigkeit*«:¹⁷

Die von mir behauptete *Gehörlosigkeit* im Feld der Soziologie der Musik hat eine Vielzahl von Gründen: Musik wird, bis auf wenige Ausnahmen, nicht als Musik analysiert. Es findet keine grundsätzliche Einbettung der Musikanalysen in die Auseinandersetzung mit der für alle Medien konstitutiven Interdependenz von Sinnen und Sinn sowie der Technisierung von Sinnen und Sinn statt.¹⁸

Ich vertrete die These, dass ›hinter‹ dem Medium namens Musik ein unhinterfragtes *Wir* existiert, das Musik – sowohl »selbst als ein Medium ästhetischer Kommunikation«¹⁹ als auch hinsichtlich ihrer medientechnologischen Erschließung²⁰ – lediglich vom hörenden Körper ausgehend und darauf hinizielend versteht oder verstehen will. Das ›Problem‹, dass den gehörlosen Menschen der Zugang zur Musik verwehrt bleibt, liegt demnach nicht in ihrer Gehörlosigkeit (an sich), sondern vielmehr in dem einseitigen (Miss-)Verständnis der Hörenden gegenüber dem Gehörlossein *und* der Musik.

Die folgenden Abschnitte sollen zum einen (auf)zeigen, was es bedeutet, »die gehörlose Existenz«²¹ in das *Wir* mit einzubeziehen, und zum anderen, warum diese Einbeziehung gerade aus musikwissenschaftlicher Sicht von Bedeutung ist.

16 Marcus S. Kleiner, »Die Taubheit des Diskurses. Zur Gehörlosigkeit der Soziologie im Feld der Musikanalyse«, in: *Auditive Medienkulturen. Techniken des Hörens und Praktiken der Klanggestaltung*, hrsg. von Ludwig Jäger, Gisela Fehrmann und Meike Adam, München 2012, S. 165–188, hier S. 176.

17 Ebd., S. 165, Hervorhebung im Original. In seinem Aufsatz *Die Taubheit des Diskurses* betont Kleiner vor allem, dass »nicht von Musiksoziologie, sondern von soziologischen Diskursen zur Musik gesprochen werden [sollte], in denen sich das Feld der Musiksoziologie jeweils neu konstituiert«, Ebd., S. 168.

18 Ebd., S. 176.

19 Großmann, Art. »Musik und Medien«, Sp. 267.

20 Nach Kleiner wird beispielsweise »die Diskussion der Frage, ob die Veränderung der Höreweisen durch Medientechnologie und Massenmedien als primär musikalisches Phänomen zu betrachten sind«, nicht geführt: »Das Auditiv-Akustische und seine medientechnologische Erschließung stellt insgesamt den blinden Fleck der Soziologie der Musik dar«. Kleiner, »Die Taubheit des Diskurses«, S. 177.

21 Annette Höhne, *Eine Welt der Stille. Untersuchungen zur Erfahrungswelt Gehörloser als Ausgangspunkt für eine phänomenologisch orientierte Gehörlosenpädagogik*, München 2005, S. 305.

III. Gehörlossein

Um sich selbst als *gehörlos* bezeichnen zu können, reicht die Gehörlosigkeit allein nicht aus.²² Wie es die Ethnologin Anne C. Uhlig ausführt, »umfasst [das Gehörlossein] für die Angehörigen der Gehörlosengemeinschaft ihre Sprache, Kultur, sozialen Netzwerke, ihre Wahrnehmung und ihr Dasein«.²³ Angesichts der Tatsache, dass das Gehörlossein weniger ein medizinischer als ein sozial-kultureller Begriff ist, gibt es zum einen Menschen, die zu der Gehörlosengemeinschaft gehören (können), obwohl sie aus medizinischer Sicht nicht gehörlos sind, zum anderen aber auch Menschen, die nicht dazu gehören, obwohl sie aus medizinischer Sicht gehörlos sind. Zur ersten Gruppe gehören insbesondere hörende Kinder gehörloser Eltern,²⁴ die zunächst in der Gehörlosenkultur, mit Gebärdensprache als ihre Muttersprache aufwachsen.²⁵ Allerdings muss hierzu gesagt werden, dass sie seitens der Gehörlosen (gerade aufgrund ihres »unvermeidbaren« Hörenkönnens) oft als »zu hörend« oder als »nicht genug gehörlos« empfunden werden. Die zweite Gruppe wird im Englischen durch das kleingeschriebene Wort *deaf* angezeigt und bezieht sich auf gehörlose Menschen, die hauptsächlich lautsprachlich kommunizieren (wollen) beziehungsweise sich nicht der Gehörlosenkultur zugehörig fühlen.

Es ist daher nicht unwichtig zu erwähnen, dass die gehörlose Existenz, die in das *Wir* einbezogen wird/werden soll, explizit Menschen bezeichnet, die sowohl aus medizinischer als auch soziokultureller Sicht gehörlos sind.

IV. Die Bedeutung des Hörens

Aus dem vorigen Abschnitt lässt sich folgern, dass die *Grenze* zwischen Gehörlos- und Hörendsein ebenso als soziokulturell geprägt anzusehen ist.²⁶ Vor diesem Hintergrund möchte ich die Fähigkeit des *Hörens* erneut überdenken, zumal sie in der (hörenden) Mehrheitsgesellschaft nicht bloß auf das funktio-

22 Vgl. hierzu: Anne C. Uhlig, *Ethnographie der Gehörlosen, Kultur-Kommunikation-Gemeinschaft*, Bielefeld 2012, S. 11.

23 Ebd.

24 Sie werden CODA (Abkürzung für »Children Of Deaf Adults«) genannt.

25 »Coda werden in den liminalen Raum verwiesen, da sie nicht ganz hörend sind, weil sie gehörlos aufwachsen, aber auch nicht ganz gehörlos sind, weil sie hören können und ungehinderten Zugang zur hörenden Kultur haben [...]«; Uhlig, *Ethnographie der Gehörlosen*, S. 248.

26 Vgl. hierzu: Uhlig, *Ethnographie der Gehörlosen*, S. 12 f. und 106.

nierende Gehör verweist, sondern vielmehr einen immensen kulturellen Wert besitzt. Musik und Sprache sind zweifellos die beiden größten kulturellen Medien, die ohne das Hörenkönnen nicht denkbar sind.²⁷ Wenn es beispielsweise darum geht, zwischen Musik und Sprache eine Verbindung herzustellen, wird dementsprechend auch genau diese Fähigkeit betont. Der Komponist Dieter Schnebel sagte: »Die eigentlichen Tätigkeiten des Ohrs [...] vollziehen sich nicht nur wesentlich in der Zeit, sondern selbst zeitlich. Sprache wird verständlich, wenn der ganze Satz gehört ist, und im Grunde verhält es sich in und mit der Musik ebenso«.²⁸ Da der Fähigkeit des Hörens im Hinblick auf Musik- und Sprachverständnis eine solche Wichtigkeit beigemessen wird, ist es nicht verwunderlich, dass die *Unfähigkeit* des Hörens in der Hörenden-Kultur »als negativ empfunden«²⁹ wird und dass Menschen, die nicht hören können, gleich als musik- und sprachbehindert eingestuft werden.

Zunächst ist die Annahme, dass die Gehörlosen sprachbehindert sind, sicherlich auf die Unterschätzung der Gebärdensprache zurückzuführen. Beispielhaft für diesen Befund kann die Äußerung des Gehörlosenpädagogen Antonius van Uden dienen. In seinem Buch *Das gehörlose Kind. Fragen seiner Entwicklung und Förderung* (1980) verweist er darauf, dass »Gebärdensprache« – ein Wort, das er ausdrücklich in Anführungszeichen setzt – »nicht als eine Sprache im eigentlichen Sinn des Wortes angesehen werden [kann], weil sie keine Grammatik enthält« beziehungsweise »weder die korrekte Reihenfolge der Symbole noch die Flexionen und Konjugationen« einhält.³⁰ »Wenn Gebärden gebraucht werden«, so Uden, »läuft man Gefahr, ein allzu beschränktes Vokabular zu verwenden, weil es nicht mehr als ca. 3000 bis 4000 Gebärden gibt, [...]«.³¹ Er kommt somit zu einer Schlussfolgerung, die in Wirklichkeit viel gefährlicher ist:

27 Mit Uhlig gesprochen: »Hören können ist eine [...] Fähigkeit mit starker kultureller Bedeutung. Auditive Massenmedien bestimmen in großem Maß unser Wissen von der Welt und steuern unseren Informationsgewinn. Zum Beispiel gehört die Musik als ein wichtiges auditives Sinneserlebnis des Alltags zu den ›klassischen‹ Künsten. Mit dem Hörsinn ist also eine positive kulturelle Wertung verbunden [...].« Ebd., S. 84.

28 Dieter Schnebel, »Über bildhaftes Hören und Komponieren«, in: Ders., *Anschläge – Ausschläge. Texte zur neuen Musik*, München u. a. 1993, S. 78–84, hier S. 83.

29 Uhlig, *Ethnographie der Gehörlosen*, S. 84.

30 Antonius van Uden, *Das gehörlose Kind – Fragen seiner Entwicklung und Förderung. Untersuchungen zu Körpersprache, Phonetik, Psycholinguistik und Soziologie*, Heidelberg 1980, S. 217.

31 Ebd., S. 224. So vertritt Uden vor allem die These, dass die Verwendung der Gebärden »das Gedächtnis für Wörter beeinträchtigt« und sogar »die Flexibilität des Denkens beschränk[t]«.

Wir müssen alle gehörlosen Kinder [...] *rein oral* erziehen, indem wir auf sie hören, indem wir auffangen, was sie sagen möchten und nötig haben, und müssen ihnen dies in den richtigen, gesprochenen Formen zurückgeben, auch indem wir in diesem Gespräch unseren eigenen Beitrag leisten. Dies wird ihnen helfen, das höchst mögliche Niveau zu erreichen und – last but not least – humanisiert glückliche Menschen zu werden.³²

Aus heutiger Perspektive fragt man sich: Wer hätte hier eigentlich (auf) wen hören sollen? Denn erstens hat »[d]ie in den 1960er Jahren einsetzende linguistische Untersuchung«³³ bewiesen, dass die Gebärdensprache eine sowohl eigenständige als auch vollwertige Sprache ist. Beim Gebärden hat man also nicht eine inkorrekte »Reihenfolge«, sondern eine völlig andere Grammatik, die sich von der lautsprachlichen Grammatik grundsätzlich unterscheidet. Auch sind die Gebärdensprachen (wie viele vermuten) *nicht* universell. In jedem Land existiert eine eigene Gebärdensprache, innerhalb des jeweiligen Landes gibt es sogar verschiedene Dialekte.³⁴ Zudem konnten Wissenschaftler, die im Feld der ›Deaf Studies‹ und ›Gebärdensprachlinguistik‹ tätig sind, im Gegenteil zeigen, dass das Beherrschen der Gebärdensprache bei gehörlosen Kindern geradezu erforderlich ist, um die Lautsprache, die für sie ja eine Fremdsprache ist, (er)lernen zu können.³⁵ Zusammenfassend könnte man sagen, dass die Unterschät-

32 Ebd., S. 226 f., Hervorhebung durch die Autorin.

33 Giesela Fehrmann, Wiebke Iversen und Meike Adam, »Gebärde«, in: *Handbuch Mediologie. Signaturen des Medialen*, hrsg. von Tina Bartz u. a., München 2012, S. 103–112, hier S. 103. Vgl. hierzu auch: Gisela Fehrmann und Ludwig Jäger, »Sprachbewegung und Raumerinnerung. Zur topographischen Medialität der Gebärdensprachen«, in: *Kunst der Bewegung, Kinästhetische Wahrnehmung und Probehandeln in virtuellen Welten*, hrsg. von Christina Lechtermann und Carsten Morsch, Bern u. a. 2004, S. 311–341, hier S. 311: »Die von William Stokoe 1960 publizierte Arbeit *Sign Language Structure. An Outline of the Visual Communication Systems of the American Deaf* wirkte als Initialzündung für die empirische und theoretische Erforschung eines bis dahin kaum zur Kenntnis genommenen Untersuchungsgegenstandes. Inzwischen liefern zahlreiche Arbeiten zu visuell-räumlichen Sprachen Belege dafür, daß Gebärdensprachen natürliche Zeichensysteme sind, die auf allen linguistischen Ebenen eine den Lautsprachen vergleichbare Komplexität aufweisen und alle konstitutiven Eigenschaften natürlicher Sprachen erfüllen.«

34 Vgl. hierzu: Ulrike Thamm, *Wörterbuch der Deutschen Gebärdensprache. Sprachspezifische Besonderheiten und deren Bearbeitung in ausgewählten Wörterbüchern*, Frankfurt am Main 2014, S. 200.

35 Schon im Jahr 1989 schrieb der Linguist (und Begründer des Instituts für Deutsche Gebärdensprache und Kommunikation Gehörloser) Siegmund Prillwitz: »Gehörlose Kinder, die mit der Gebärdensprache aufwachsen, vollziehen einen hörenden Kindern vergleichbaren Spracherwerb. Sie eignen sich nicht nur ein differenziertes Gebärdenrepertoire an, sondern erwerben

zung beziehungsweise das buchstäbliche *Missverständnis* der Gebärdensprache auf einem Sprachverständnis beruht, das lediglich am hörenden Körper orientiert ist und den gehörlosen Körper oder ›die gehörlose Existenz‹, die nämlich »zu sehen [ist] als eine andere Art von Normalität«³⁶, ignoriert.

Wie ist nun die Annahme, dass Gehörlose ›musikbehindert‹ sind, zu verstehen? Kann dies nicht ebenso eine voreilige Feststellung sein? Wie die Gebärdensprache auf das normale / normative Verhältnis von Sprache und Hören ›verzichtet‹ und somit eine weitere Dimension des Sprachverständnisses eröffnet hat, kann dann der Blick auf die gehörlose Existenz nicht dazu beitragen, das Musik-Hören-Verhältnis neu zu bestimmen und schließlich ein *anderes* Musikverständnis zu gewinnen?

Um diesem anderen Musikverständnis näher zu kommen, sollte zuvor die *Koexistenz* der gehörlosen und hörenden Welt bewusst gemacht werden.

V. Koexistenz des gehörlosen und hörenden Körpers

Selbst wenn die Gehörlosen »eine andere Mitte«³⁷ bilden, darf die Tatsache nicht außer Acht gelassen werden, dass sie *nicht* in einem isolierten Raum leben, sondern zwangsläufig mit der hörenden Welt in Berührung kommen. Wichtig anzumerken ist hierbei, dass sich die gehörlosen Menschen nicht nur des Vorhandenseins von Klang oder Geräusch, sondern auch dessen ›Bedeutung‹³⁸ sehr wohl bewusst sind. Benjamin Bahan, der gehörlos ist, stellt diesbezüglich fest:

in analytischer Regelabstraktion auf phonologischer, morphologischer und syntaktischer Ebene eine differenzierte und komplexe Grammatik der deutschen Gebärdensprache [...]. Dies alles sollte uns eigentlich zu denken geben und nach Wegen suchen lassen, allen gehörlosen Kindern die Vorteile eines frühen Gebärdenspracherwerbs zukommen zu lassen. Auf einer solchen Grundlage wird sich nicht nur die kognitive, soziale und emotionale Persönlichkeitsentwicklung besser entfalten können [...], sondern auch der gesamte Lautspracherwerb ein ganz neues Fundament bekommen«. Prillwitz, »Zum Gebärdenspracherwerb gehörloser Kinder«, in: *Spracherwerb und Sprachunterricht für Gehörlose. Zielsetzungen und Probleme*, hrsg. von Karl-Heinz Bausch und Siegfried Grosse, Tübingen 1989, S. 48–60, hier 57 f.

36 Höhne, *Eine Welt der Stille*, S. 305.

37 »Diese andere Mitte impliziert, dass innerhalb der Gehörlosenkultur das Nichthören der Normalzustand sei und dementsprechend die Grundlage für die Beschreibung von Phänomenen bilde«; Chacón, *Theater und Taubheit*, S. 86.

38 Christine Sun Kim sagte in ihrem TED Talk: »I realized: sound is like money, power, control – social currency«. Christine Sun Kim, »The Enchanting Music of Sign Language«, in: *TED, Ideas Worth Spreading*, verfügbar unter: www.ted.com/talks/christine_sun_kim_the_enchanting_music_of_sign_language/transcript (01.09.2017).

Deaf people have scores of stories and testimonies cautioning each other in how to control sounds, because they learn that there are culturally established sound ranges one may produce without offending others. Sometimes in one place certain noises one produces are acceptable but the same noises are not accepted elsewhere. It becomes challenging knowing what noises are acceptable in what situations. This is part of the experience of being Deaf in an audio-vocal world.³⁹

Bahan macht somit auf die prekäre Situation aufmerksam, in der die Gehörlosen – wie bei den Hörenden – in der Lage sein müssen, mit Klanggeräuschen umzugehen, die sie nämlich selbst, mit ihrem Körper erzeugen. Ein solches ge-/erlerntes Verhalten bezeichnet die gehörlose Klangkünstlerin Christine Sun Kim treffend als »sound etiquette«⁴⁰. Dies verdeutlicht Kim folgendermaßen: »As a Deaf person living in a world of sound, it's as if I was living in a foreign country, blindly following its rules, customs, behaviors and norms without ever questioning them«.⁴¹ Vor diesem Hintergrund ist die Tatsache besonders erwähnenswert, dass die Gehörlosen sich in der »phonozentrischen und lautsprachlich kommunizierenden Kultur«⁴² in erster Linie *visuell* orientieren. Kim erklärt beispielsweise, *wie* sie den Sound versteht, so: »I watch how people behave and respond to sound. [...] [hearing] people are like my loudspeakers, and amplify sound. I learn and mirror that behavior«.⁴³ Bahan spricht diesbezüglich explizit von »visual cues«.⁴⁴

Spätestens an dieser Stelle taucht die Frage auf, ob die Hörenden sich überhaupt darüber bewusst sind, *dass* sie hörend sind (geschweige denn über die Koexistenz von Gehörlos- und Hörendsein)? Sutton-Spence und West wür-

39 Benjamin Bahan, »Senses and Cultures. Exploring Sensory Orientations«, in: *Sign Language and Social Communications*, Seoul 2016, S. 79–108, hier S. 102.

40 Dazu gehören beispielsweise: »Don't slam the door!«, »Don't make too much noise when you're eating from the potato-chipbag!«, »Don't burp, and when you're eating, make sure you don't scrape your utensils on the plate!« usw. Kim, »The Enchanting Music of Sign Language«.

41 Ebd.

42 Uhlig, *Ethnographie der Gehörlosen*, S. 11.

43 Kim, »The Enchanting Music of Sign Language«.

44 »Deaf people learn to read the world for sound. Sound has a way of bouncing off visual cues. Say a Deaf person is walking somewhere and he notices several people looking in the same direction. He will know something is happening and will look also to see what the commotion is about. In other words, Deaf people can read sound [...]. The idea of constantly being aware of one's surroundings is constructed by a visual way of being, and Deaf people often can look at a bustling area of people and identify which ones are deaf simply by noticing how they use their eyes in the world.« Bahan, »Senses and Cultures. Exploring Sensory Orientations«, S. 89.

den darauf antworten: »We are Hearing only in Deaf spaces and contexts«.⁴⁵ Das heißt: die Geschichte von Sam, die zu Beginn dieses Beitrags zitiert wurde, funktioniert auch in umgekehrter Weise. Durch die Begegnung mit der gehörlosen Welt – insbesondere mit der(en) Gebärdensprache – werden sich die hörenden Menschen ihres Hörendseins erst bewusst. Im Englischen gibt es ein Wort, das diesen Zustand des Hörendseins beziehungsweise den Prozess, in dem man *hörend wird*, beschreibt, nämlich »Hearingness«.

Klingt der Begriff »Hearingness« aber nicht recht seltsam, wohingegen das Wort *Deafness* uns doch geläufig ist? Christopher Krentz, der gehörlos ist, begründete dies wie folgt: »While deafness has been discussed since ancient times, hearingness has been left largely unremarked, for hearing people deem it unremarkable, a state of predictable normalcy that does not deserve inspection«.⁴⁶ Dieses Ungleichgewicht hängt sicherlich mit der unveränderlichen und unvermeidbaren Realität zusammen, dass die Hörenden in der Mehrheit und die Gehörlosen in der Minderheit sind. Daher ist das Phänomen *an sich*, dass das Hörendsein oder Hörenkönnen – eben mehrheitlich – als normal bezeichnet wird und (sich) normierend (aus)wirkt, eigentlich verständlich. Was Krentz aber kritisch sieht, ist meiner Ansicht nach das Faktum, dass das Hörendsein stets »als unhinterfragte und unmarkierte Norm«⁴⁷ *bleibt*, obwohl die »Norm« im Grunde »konstruiert« und damit eben auch »veränderlich« ist.⁴⁸ So Rafael Ugarte Chacón:

Auch wenn die Kategorie der Normalität in der Regel mit alltäglichen oder wissenschaftlichen Auffassungen des Gewöhnlichen, Häufigen, Durchschnittlichen und auch Natürlichen in Verbindung gebracht wird, ist die Festlegung, was normal ist und was nicht, arbiträr und historisch veränderlich.⁴⁹

Meines Erachtens eröffnet sich durch diesen Begriff »Hearingness« die Chance, den hörenden Körper gegebenenfalls auch als Abweichung zu sehen, was das uns eher vertraute Wort »hören« nicht (mehr) ohne weiteres erlaubt. Wie im Abschnitt »Die Bedeutung des Hörens« gezeigt wurde, orientiert sich das Wort »hören« – bewusst oder unbewusst – ausschließlich am hörenden Körper als

45 Sutton-Spence und West, »Negotiating the Legacy of Hearingness«, S. 423.

46 Krentz, *Writing Deafness*, S. 66.

47 Chacón, *Theater und Taubheit*, S. 84.

48 Ebd., S. 88.

49 Ebd., S. 81.

Norm, der Begriff ›Hearingness‹ hingegen geht vom Bewusstsein der Koexistenz des hörenden und gehörlosen Körpers aus,⁵⁰ um mit Linda Risser Lytle und Jeffrey W. Lewis zu sprechen: »This term hearingness [...] reflects not only hearing ability but also one's attitudes, beliefs, and values about Deaf culture.«⁵¹ Hier könnte man jedoch einwenden und fragen: Hearingness, wozu?

VI. Hearingness: eine verantwortungsvolle ›Aufgabe‹?

Die *hörende Mehrheit*, die als gewöhnlich, häufig, durchschnittlich sowie natürlich gilt, hat meines Erachtens eine gewisse ›Verantwortung‹, die Hearingness-Perspektive im Blick zu haben. Die Geschichte der (Nicht-)Anerkennung von Gebärdensprache zeigt nämlich beispielhaft, wie wichtig der Blick von ›außen‹ ist. Als William C. Stokoe 1960 in seiner Arbeit *Sign Language Structure*⁵² die Eigenständigkeit der (amerikanischen) Gebärdensprache zum ersten Mal behauptete, waren bemerkenswerterweise die »Gehörlose[n] entsetzt.«⁵³ Die Gebärdensprachler selbst werteten »die Gebärdensprache [...] als ›Plaudern‹ ab«⁵⁴, anders ausgedrückt: sie waren sich bis dahin nicht darüber bewusst, dass die Gebärdensprache den Status einer Sprache hat. Ein amerikanischer gehörloser Student sagte deshalb (im Nachhinein): »Wir lachten über Dr. Stokoe und sein verrücktes Projekt. Es war doch unmöglich, unsere Gebärdensprache zu analysieren. American Sign Language [...]? Das war das erste Mal, dass ich einen Namen für unsere Gebärden hörte.«⁵⁵ Das Vorurteil, dass

50 Vgl. hierzu: Uhlig, *Ethnographie der Gehörlosen*, S. 13: »Zur Kontrastierung werden oft kulturelle Unterschiede betont, gleichzeitig muss aber auf die enge Koexistenz beider hingewiesen werden [...]. Die Beschreibung der Gehörlosengemeinschaft kommt nicht ohne den Bezug auf die hörenden Anderen aus«.

51 Linda Risser Lytle und Jeffrey W. Lewis, »Deaf Therapists, Deaf Clients, and Therapy«, in: *Culturally Affirmative Psychotherapy with Deaf Persons*, hrsg. von Neil S. Glickman und Michael A. Harvey, Mahwah u. a. 1996, S. 261–276, hier S. 265.

52 Siehe hierzu: William C. Stokoe, *Sign Language Structure. An Outline of the Visual Communication Systems of the American Deaf*, Buffalo 1960.

53 Marion Rollin, »Das stille Wunder«, in: *Geo Wissen: Das Geheimnis der Sprache* 40 (2007), S. 102–111, hier S. 108.

54 Ulrich Möbius, »Diesseits und ›Jenseits der Stille‹. Persönliche Anmerkungen zu Caroline Links Film«, in: *Das Zeichen* 39 (1997), S. 124–125, hier S. 125, Hervorhebung durch die Autorin. Möbius schrieb in diesem Zusammenhang auch: »Vor 20–30 Jahren waren viele Gehörlose noch nicht stolz auf ihre Sprache [...]. Viele gehörlose Eltern haben Lautsprache als primäres Kommunikationsmittel mit ihren hörenden Kindern benutzt«. Ebd.

55 Zit. nach Rollin, »Das stille Wunder«, S. 108.

die Gebärdensprache keine richtige Sprache sei, hatten also nicht nur die Hörenden, sondern es war auch – wie Marion Rollin es formuliert – »längst zum festen Bestandteil [des] Selbstwertgefühls [gehörloser Menschen] geworden.«⁵⁶ Dies macht vor allem deutlich, wie stark das (einseitige) Sprachverständnis von Hörenden die Sprachidentität der Gehörlosen in Wirklichkeit beeinflusst hat. Wie bereits angedeutet, waren die führenden hörenden Gehörlosenpädagogen der Meinung, »dass die Lautsprache – die ihrer Auffassung nach der Gebärdensprache überlegen war – in Unterricht und Erziehung der Gehörlosen gegenüber der Gebärdensprache bevorzugt werden müsse und dass in der Spracherziehung einzig lautsprachliches Sprechen und Lippenlesen zum Ziel, einem tieferen Verständnis von Sprache, führen könne«.⁵⁷ Umso interessanter ist die Tatsache, dass die Vollwertigkeit der Gebärdensprache wiederum von dem *hörenden* Linguisten Stokoe »(wieder)entdeckt« wurde. Stokoe stellte im Grunde nicht nur die Gebärdensprache in Frage, sondern in erster Linie das Hörendsein als Norm überhaupt, indem er Gehörlosen-Epistemologien, »die sich von jenen der hörenden Mehrheit unterscheiden und die den gehörlosen Körper als Voraussetzung haben«⁵⁸, in seine linguistische Arbeit mit einbezog. Die »Gehörlosen-Epistemologien legen es« nämlich »nahe, Voraussetzungen und Verfahren der Wissensproduktion, wie sie Hörende anwenden, auf den Prüfstand zu stellen und die damit verbundenen Hierarchien offenzulegen«.⁵⁹

Aus dem oben Gesagten ergibt sich die abschließende Frage, ob und wie sich diese Erkenntnis auf den Bereich »Musik« übertragen lässt? Das Thema »Musik und Gehörlosigkeit« wird tatsächlich nicht nur von Hörenden, sondern auch von Gehörlosen selbst als Widerspruch empfunden, beispielsweise mit den Worten: »Mit Musik kann ich nichts anfangen. Ich bin gehörlos, Musik ist etwas für die Hörende, ich brauche es nicht.«⁶⁰ Musik wird oft igno-

56 Ebd.

57 Johanna Krapf, *Augenmenschen. Gehörlose erzählen aus ihrem Leben*, Zürich 2015, S. 100. Die orale Methode hatte im Jahr 1880 auf dem Mailänder Kongress ihren Höhepunkt erreicht. Dort haben sich die Gehörlosenlehrer, die alle hörend waren, für die orale Methode »endgültig« entschieden und somit wurde die Gebärdensprache in den Schulen verboten. Krapf merkte hierzu an: »In den Schulen mussten taube Kinder die Hände hinter den Rücken stecken. Welch qualvoller Kampf gegen ihre Natur, die sie, weil ihnen die akustischen Signale fehlen, mit allen Gaben einer visuellen Sprache ausgestattet hat«. Ebd., S. 107.

58 Chacón, *Theater und Taubheit*, S. 86 f.

59 Ebd., S. 88.

60 Cassandra Wedel, »Meine Leidenschaft ist das Tanzen«, in: *Aktion Mensch, Magazin »Menschen. Inklusiv leben«*, verfügbar unter: www.aktion-mensch.de/magazin/leute/handzeichen-wedel.html (06.09.2017). Wedel zitiert hier die überwiegende Meinung der Gehörlosen; es handelt sich nicht um ihre eigene Auffassung. Vgl. hierzu auch die Talkshow: Gebärdenspra-

riert, ja sogar abgelehnt. Ist eine solche Reaktion nicht mit der Irritation und Verwirrung bei den gehörlosen Menschen vergleichbar, die die linguistische Arbeit von Stokoe veranlasste? Meiner Ansicht nach stellt es gerade für einen *hörenden* Musikwissenschaftler in Zukunft eine verantwortungsvolle ›Aufgabe‹ dar, die Gehörlosen-Epistemologien in die musikwissenschaftliche Untersuchung / Analyse mit einzubeziehen. Jessica A. Holmes ist geradezu davon überzeugt, dass die Musikwissenschaft von der Gehörlosigkeit profitiert.⁶¹ Die Musikwissenschaftlerin Holmes schreibt in ihrem Aufsatz *Expert Listening beyond the Limits of Hearing. Music and Deafness* (2017) Folgendes:

Deaf people have a stake in musicology. Not because they tell us what we want to hear, affirm deeply cherished ideals, or share a universal love of music; but because they challenge us to listen anew, beyond symbolic constructions, universalizing discourses, naturalized sounds, and handed-down sensory hierarchies. Deafness and d / Deaf people belong in musicology, and we would do well to take our cues from their expertise.⁶²

che FINGERZEIG, »Musik und Gebärdensprache«, in: *YouTube (ALEX Berlin)*, verfügbar unter: www.youtube.com/watch?v=ezFpnPGnflQ&index=41&list=PLQOns7rQTDGOEMc1BAmgZKe8TsmV4PBA9 (02.09.2017).

61 Siehe hierzu: Jessica A. Holmes, »Expert Listening beyond the Limits of Hearing. Music and Deafness«, in: *Journal of the American Musicology Society* 70 (2017), S. 171–220.

62 Ebd., S. 214.